

Nr. 243. Bromberg, den 22. Oktober 1933

Heilige Erde.

Erzählung von Gustav Renker,

Am Ostermorgen hatte der Bauer Josef Obiger einen seltsamen Fund gemacht. In jenem Jahr, da die Sylvesternacht staubtrockene Wege und braunverdorrte Felder antraf, da sich aber am Ostersamstag über dem Tödi schweres Gewölk zusammenzog und nachts ein großes Brausen und Rauschen in den Wäldern war von ungeheurem, schier unerschöpflichem Schneefall. Als Josef Obiger des Morgens ins Freie wollte, konnte er die Türe nicht öffnen, und, nachdem er durch das Fenster gekrochen war, sah er, daß vor der Haustüre der Schnee meterhoch lag. Dicht zusammengepreßt, wie er nachts vom steilen Dachgiebel herabgepoltert war. Das Gehöft des Obiger lag hoch über der Furche des Glarnertales am Hange des Frohnalpstock, war einsam in die träumenden Weiten der Forste begraben und ein kleines Königreich, in dem Josef Obiger und seine Frau Marie die unbestrittenen Herrscher waren. Nur die alte, taube Magd, die Ida, geisterte um das Ehepaar herum, lautlos und stets fast unhörbar in weichen Filzschuhen dahergleitend. Etliches Vieh rasselte im Stall, und Hühner lärmten auf dem Hofe. Dann jaulte Eli, der Hofhund, zur Vollmondzeit in die Stille der großen Entrücktheit dieses Hauses. Das war alles Leben, das vom Obigerhof vorlaut in die feierliche Einsamkeit der Berge rollte. So war über die beiden Menschen Josef und Marie viel Ruhe, viel Gleichmäßigkeit und viel Einerlei von Tagaus und Tagein gegossen, und sie vergaßen darüber fast, daß sie vor nicht allzuviel Jahren geheiratet hatten, weil es sie aneinanderdrängte wie zwei Fichten, deren Wipfel der Sturm zum Kusse zwingt.

Josef Obiger also stieg durch das Fenster ins Freie, brummte einen Fluch, da ihm der Schnee die Haustüre vernagelt hatte, und wollte sich in die Scheuer begeben, um die große, holzgeschnitzte Schneeschaufel zu holen. Im Stalle klirrte das Vieh an der Kette und brüllte vor Hunger.

Die Schneewolken waren in der Frühsonne verflossen, und nur nordwärts, über der Ebene von Näfels, lag noch ein weites, flaumiges Meer, aus dem Felsen wie goldene Ruinen aufwuchsen. Auch an des Tödi weißer Riesengestalt hing eine Kappe von grauem Flor, tief und mürrisch bis zu den Geröllfeldern herabgezogen. Vom Wiggis glitt eben eine Laue herab, als würde ein weißes Tuch blitzschnell in die Tiefe geschleudert, und zerriß unten in feine, aufwirbelnde Flocken. Die Sonne war schon wieder lebendig und stark, furchte den Schnee mit tausend heißen Nadeln, und allerwegen rannen zwischen ihm und dem Bodengrund die Wässerlein talab.

Das alles sah Josef Obiger und freute sich darüber, denn er hatte ein unerklärliches, warm aufwallendes Gefühl, ob er von der hohen Warte seines Hofes weg in die Weite der Berge und Täler sah oder ob er nach der düsteren Gefangenschaft des Winters den ersten, grünen, Halm erblickte, der zwischen Steinritzen geboren wird. Aus allem, was um ihn war, wuchs, blühte und verstarb, kam eine leise, sehnsüchtige Verträumtheit über den Bauer, die er scheu hütete und von der auch Marie nichts wissen durfte. Denn sie war arbeitsam und herbe, sah in dem Schaffen um Haus und Feld nur Pflicht und fand nie den Weg zu den seligmachenden Schönheiten der Bauernarbeit.

Als deshalb im Hause Mariens Stimme laut wurde, die der alten Ida vergeblich eine Anweisung in die Ohren schrie, zuckte Obiger zusammen und wandte sich, durch den Schnee stampfend, der Scheune zu, wo die Arbeitsgeräte lagen. Auf dem Wege dahin aber machte er neuerdings halt, denn auf dem Bänkchen an der Sonnenseite des Hauses kauerte eine Gestalt. In viele, buntfarbene Tücher gehüllt, wie man sie hierzulande nie trug; aus den Tüchern sah ein feines, schwarzhaariges Köpfchen hervor, und darunter glänzte im jungen Sonnenlichte ein Gesicht, das so weiß war wie der Schnee, der über die Gestalt hin verstreut lag. Josef Obiger tat einen raschen, sehr erschrockenen Atemzug und nahm dann den Hut vom Kopf, hielt ihn zwischen die gefalteten Hände und näherte sich scheuen Trittes der Gestalt. Er glaubte nämlich, daß ein Mensch mit einem so linnenweißen Gesichte bestimmt tot sein müßte, und es regte sich bei diesem Gedanken in ihm die Ehrfurcht und rätselbange Scheu des Bauern vor dem Ausgange allen Lebens.

Nachdem er ein kurzes Sprüchlein, wie derlei das Landvolk stets auf den Lippen bereit trägt, gebetet hatte, rührte Josef Obiger mit sehr scheuer und zarter Bewegung an der Schulter des Wesens, glitt dann mit der Hand längs des schmalen Halses hin und stützte den seitwärts gesunkenen Kopf auf. Die schwarzen, nur lose gesteckten Flechten fielen durch die Berührung nieder und lagen inmitten des hellen Schnees über Schultern und Oberleib des jungen Weibes, so daß es aussah, als hätte dieses einen Mantel an, in den die Gegensätze von Schwarz und Weiß denkbar scharf hineingewebt seien. Wieder erschrak der Bauer, löste die Hand von dem Kopfe, der so klein und schmal war, daß er in des Mannes breiter Hand wie in einer Schale ruhte, und trat einen Schritt zurück. Endlich aber kam ihm über dem Staunen und seltsam Fremdem, das dieses Bild in ihn gegossen hatte, die Notwendigkeit des Augenblicks zum Bewußtsein; er hob die Fremde empor, so daß ihre Schenkel auf seiner linken Hand ruhten, während die Rechte die Schultern umspannt hielt. Und watete mit dieser Last der Haustüre zu. Es schien ihm aber, während er so gleichmäßig und mühsam ging, als ob aus dem kalten, willenlosen Körper des fremden Weibes eine drängende, siedende Flut, ein geheimnisvoller Strom von Wärme auf ihn übergehe. Die Last ward ihm zu schwer, obzwar sie bedeutend leichter war als die vollen Tragkörbe, die er zur

Sommerzeit von der Staffelalp niederschleppte; doch kam das Gewicht weniger in seinen stahlzähen Armen zur Geltung, als vielmehr in einer Benommenheit und Müdigkeit des Kopfes, gleichsam als hätte Josef Obiger zu viel Weines genossen und ginge nun die Straße hin in der beseligend-bekümmerten Zweiteilung seines Wesens, ätherleicht und erdenlos in der mechanischen Bewegung, alles Denken aber in einen unablässig rollenden, kreisenden Klumpen gebannt. Dabei wuchs mehr und mehr eine unerklärliche Angst in ihm auf, die er bisher noch nie an sich erlebt hatte. Aus diesem Gefühl heraus wurde der Wunsch nach der Stimme, nach irgendeiner, wenn auch bedeutungslosen Äußerung in ihm übermächtig, und er rief zweimal laut und dringend nach seiner Gattin.

Marie Obiger wollte anfänglich zur Haustüre heraustreten und schalt, als sie diese verschlossen fand. Da sie nun schließlich am Fenster erschien, stand bereits Josef dort und erklärte ihr mit wenigen Worten die Herkunft seiner sonderbaren Last. Allsogleich schoß das warmherzige Empfinden, das unter Mariens rauher Oberfläche lauerte, wie eine Knospe im dürren Aste auf, und sie bemühte sich, den Körper des jungen Weibes durch das Fenster in das Innere des Hauses zu heben. Dabei erwachte die Fremde aus ihrer Starrheit, ein heftiges Zittern lief durch den geschmeidigen Leib, und die Augenlider hoben sich mühsam auf und nieder, als hätten sie noch nicht die Kraft, aus eigenem Willen dem Schauen geöffnet zu sein. Und plötzlich, als sich das Wesen in den Händen zweier Menschen emporgehoben sah, brach sie in schluchzendes, klägliches Weinen aus und schrie gellend auf. „Meine Geige! Meine Geige!" Es lag so ein leidenschaftlicher Schmerz in diesem Rufe, daß Josef Obiger sofort wieder zu dem Hausbänklein ging und im Schnee nach dem verlorenen Instrument zu suchen begann. Er fand es unweit des Platzes, auf dem die Fremde gesessen hatte, klopfte sehr behutsam und andachtsvoll den Schnee aus den Schallöchern, wobei aus den Saiten ein voller, tiefer Ton aufweinte, wie ihn Josef Obiger auch beim sonntäglichen Gottesdienst unten zu Glarus nie von der Orgel gehört hatte. Der Bauer, in dessen wortkargem, verschlossenem Wesen viel geheime Musik war, versuchte diesen Ton mit der Tiefe seines Basses nachzusummen, aber er traf die vielerlei Schwingungen nicht, daraus dieser Klageruf der sterbenden Geige gebildet war. Er schüttelte verwundert den Kopf und begann, nun einmal mit seinem Interesse an das gefundene Instrument gefesselt, an den einzelnen Saiten zu zupfen, ohne etwas anderes zu erzielen als ein ziemlich klägliches und mißtöniges Gezirpe. Auch als er den zur Geige gehörigen Bogen gefunden hatte und damit die Saiten zu streichen begann, kamen üble, tief und hoch winselnde Töne zum Vorschein, die nicht im entferntesten an den seltsamen Klang erinnerten, den das Instrument beim Abklopfen des Schnees gegeben hatte.

Vielleicht hätte Josef Obiger noch eine lange Weile versucht, dem Geheimnis der Geige auf die Spur zu kommen, wenn nicht vom Hause her die laute Stimme seiner Frau ihn emporgerissen hätte. Wo er denn so lang verweile? Er möge endlich den Schnee von der Haustüre abschaufeln und vor allem dem Mädel die Geige bringen. Sie heule danach, als sei ihm sein Muetti verloren gegangen. Etwas beschämt, als sei er bei einer töricht kindischen Sache ertappt worden, legte Josef das Instrument auf ein trockenes Mauersims und warf mit etlichen armgewaltigen Bewegungen den Schnee von der Haustüre.

In der überheizten, dunstigen Wohnstube lag die Fremde teilnahmslos und leise vor sich hinweinend auf dem Ruhebett. Als Obiger eintrat, warf sie rasch den Kopf herum und erblickte in seinen Händen die Geige. Mit einem scharfen Ruck hob sie den Oberkörper auf, dem Eintretenden entgegen, und streckte die Arme nach ihm aus. „Meine Geige — o cara mia!" Hielt dann das wiedergefundene Instrument an der Brust gleich einem kleinen Kinde und schien halblaute Zwiesprache mit ihm zu führen. Die Lippen bewegten sich leise, und hier und da klang das Murmeln einer fremden, unsagbar weichen Sprache zu den beiden Bauersleuten.

„Sagt doch endlich, wer Ihr seid, woher Ihr seid!" brach Marie das Schweigen.

Die Fremde sah zu ihr auf. Unter dem dunklen Haar waren zwei stahlblaue, lebhafte Augen, die unstet von einem zur anderen gingen. Wie Schwalben, die ihr Nest verloren haben und es nun, zwischen hohen Mauern hin und her schießend, suchen.

„Ich bin die Angelina Calloni aus Rovereto — weit, weit hinter Euern Bergen. Aus Rovereto, wißt Ihr, das in Österreich liegt und dessen Seele italienisch ist. Dort ist jetzt der große Krieg — vielleicht hört Ihr von Euren Bergen aus das Schießen, ganz von ferne und wie ein Gewitter jenseits der Grenze. Der Krieg — o Dio mio!" Sie schauerte zusammen und senkte den Kopf, als fürchte sie sich vor einem Streich, der von irgendwoher, aus einer Ecke des dunklen Zimmers, gegen sie geführt würde. „Ihr wißt nicht, was das ist — der Krieg! Ihr kennt keine brennenden Häuser, keine faulenden Leichen auf den Straßen, aufgedunsene Pferdekörper in den Gräben." Sie ballte die kleinen Fäuste, und aus den Augen flammte eine Lohe von Wut und Haß. „Den Vater haben sie aufgehenkt, an einem Baum — und er war ein Italiener, wie wir alle. Wollte nichts anderes sein. Ist es ein Verbrechen, das sein zu wollen, was man ist? Da war ich dann allein, ganz allein. Ein Tenente kam in mein Haus und stürzte sich über mich wie ein toller Hund. Ich habe die Wasserflasche an seinem Schädel zerschlagen, daß er brüllend hinstürzte. Und dann lief ich, lief und lief. Quer durch die Berge wie ein gehetztes Wild. Weiß nicht, wie ich durch die Kette der Soldaten gekommen bin, wie ich durch die Lawinengänge den Weg gefunden habe. Immer durch die Berge, immer scheu und verfolgt. Ich wußte auch gar nicht, daß ich schon lange in der Schweiz war, lief nur immerzu der Sonne nach, wenn sie unterging. Dann kam ich heute nacht vor Euer Haus, duckte mich auf die Bank und schlief. Es begann zu schneien, und ich hatte einen weißen Mantel um die Schultern. So schlief ich ein — oh, es war sehr schön und warm. Erst jetzt an Eurer harten schweren Sprache merkte ich, wie weit ich schon vom Kriege entfernt bin — hier ist doch die Schweiz, nicht wahr?"

Sie sprach keineswegs sehr fließend und leicht deutsch, sondern die Worte holperten, überpurzelten sich bei ihrer raschen Sprechweise. Aber es war nichts Lachhaftes und Törichtes dabei, sondern schien eher das leichte Plappern eines lebhaften Kindes.

„Und die Geige hast du immer mitgeschleppt?" fragte der Bauer mit kaum merklicher Rührung in der Stimme.

Angelina senkte ihre Augen auf das Instrument, und es war viel tiefe und unzerreißbare Gemeinsamkeit in dem Blick. Sie streichelte mit ihren langen, rotschimmernden Fingern das braune Holz und antwortete nichts. Dann fuhr sie plötzlich auf. „Wollt Ihr, so spiele ich Euch darauf etwas vor."

„Nicht jetzt", entschied Marie, „du mußt dich jetzt ausruhen und etwas schlafen." Da die Fremde noch ein Mädchen, ein halbes Kind war, sagten die Bauersleute zu ihr nunmehr: du. Es war aber in den Worten der Hausfrau etwas so Zwingendes und Starkes, daß die Italienerin sich lässig zurücklegte, die Arme um die Geige schlang und einschlief.

Das Leben im Hofe ging seinen ruhigen, althergebrachten Gang, und die Sonne stieg immer höher in den wolkenfreien Himmel empor. Von den Steilhängen des Glärnisch und Wiggis fuhren die letzten Lauen zu Tal, und der Schnee ging hin in tausend glitzernden Wasserfäden. Das dumpfe Orgeln der hochangeschwollenen Linth lag wie eine unruhige, feste Bewegung in der Luft.

Gegen Mittag ging der Bauer leise, um die Schlafende nicht zu stören, in das Zimmer, darin Angelina lag. Aber diese war bereits wach und stand am Fenster, durch das die Sonne ein helles, zitterndes Band warf.

Der Mann und das Mädchen sahen sich lange schweigend an, denn es war an beiden allerlei, was dem vom anderen Geschlecht wohl gefallen konnte. Josef Obiger schien dem harten Boden dieser Berge entsprossen zu sein, und seine starken, muskelgeschwellten Beine waren bei Schritt und Stillstand stets wie ein Stück des Bodens, auf dem er sich befand. Die Sonne der Höhen, in denen sein Tagewerk lebte, hatte das Gesicht braun gebrannt; auf dem schweren, stiernackigen Schädel aber krausten sich hellblonde Haare,

und die Augen in dem sommersprossigen, etwas plumpen Gesicht waren mehr nach innen denn nach dem Alltäglichen unter ihm gerichtet, waren nachdenklich und mit einem feuchten Schleier überzogen, der ihnen eine milde Wehmut verlieh.

(Fortsetzung folgt.)

Das letzte Rauschen der Bäume.

Herbstbild von Edmund Zechenter-Krakau.

Oktober ... Schon hat König Herbst auf den weiten Fluren zu herrschen begonnen. Er hat Baum und Busch mit Gold und sattem Rot überschüttet, aber wenn sein sanfter Atem über die Erde geht, schwindet das Leben und verlischt. Mit weicher, wohliger Hand streut er nach allen Seiten einschläfernden Samen aus. Und Schlaf umfängt die hohen Bäume und das niedrige Gebüsch, streift das grüne Laub von ihnen ab und legt die kahlen Zweige bloß, die nun in der Sonne wie goldene Reiser glänzen.

Leise Winde umspielen die Wipfel der vereinsamten Bäume, die Haine und die mit dichtem Buschwerk bedeckten Hügel und raunen und rauschen ihnen unaufhörlich zu:

„Schlaft wohl! Schlaft nun den langen kalten Winterschlaf!"

Ein ruhiger Schlaf umfängt die Bäume. Das Leben entschwindet. Die Säfte hören auf zu kreisen und bleiben in der Erde, in den Wurzeln. Die jüngsten, zarten Blättchen, die an den äußersten Spitzen der Zweige aus den letzten späten Knospen hervorbrechen wollen, sterben dahin wie Säuglinge in ihren ersten Lebenstagen. Auf den entlaubten Zweigen streben einige empor, mit roten Flecken bedeckt, wie fiedergerötete Wangen eines Kranken.

Jeden Morgen verhüllen weiße Nebel geheimnisvoll den ganzen Horizont. Erst wenn die Sonne höher steigt, fallen sie sacht wie lockere Gewänder am Fuße der mächtigen Eichen, der Erlen und der jungfräulichen Birken, die ihre biegsamen Zweige mit goldenen Locken umwinden, zur Erde nieder. Und die Bäume beginnen seltsam zu rauschen ... Die buschigen Weiden, die Wächter der Feldwege, die Akazien und die noch mit Grün oder nur spärlich mit Laub bedeckten Haselnußsträucher freuen sich des heiteren Tages und nehmen Abschied von ihren Geschwistern, die wie in Schlaf versunken sind und völlig entblättert dastehen oder das welke Laubwerk um sich her streuen:

„... Vielleicht ist heute der letzte Tag, an dem es uns vergönnt ist, unter dem blauen Himmel zu stehen in den Resten des grünen Kleides und uns zu sättigen, an der göttlichen Sorglichkeit der lieben Sonne. Darum wollen wir uns seiner wahrhaft freuen und jubeln. Da ziehen sich unter uns weiße Fäden hin wie ein wohliges Liebesgewebe; sie umspinnen unsere Zweige, hängen träumend herab und schlingen sich um uns. Schwärme von Eintagsfliegen, von einem warmen Sonnenstrahl erzeugt, summen in der Sonne zu unseren Füßen. Sie plaudern munter von einem heißen Sommertage ... Ein geschäftiger Häher fliegt, eine Eichel im Schnabel, zu seinem Neste, das im schattigen Walde verborgen ist. Ein kleiner Fink huscht vom Felde herbei und zwitschert von Zweig zu Zweig im letzten Laube wie an einem Frühlingsmorgen. Laßt uns heute noch jubeln! ...

... Heute Nacht werden uns vielleicht böse Stürme überraschen. Zusammen mit dem letzten Laub werden sie uns um den letzten Lebensodem bringen, und morgen schon werden wir in Schlaf versenkt, erstarrt und leblos in der Mutter Erde stehen, wie jene gelben Birken, Linden, rotbraunen Eichen und kahlen Kastanien. Aber heute soll noch Jubel herrschen. Die Sonne sinkt, der kurze Herbsttag hat hurtigen Fußes den Himmel durcheilt, aber dieser sonnige Augenblick vor Sonnenuntergang gehört uns noch ... Ein Windhauch küßt wie ein süßer Schäker unsere ermattenden Blätter, die Fliegen summen lustig wie bei einem Hochzeitsreigen, eine Schar Tauben ist von den Strohdächern aufgeflogen und tummelt sich munter in der Abendröte und flattert lustig zu unseren Häuptern ..."

Nur die alten Fichten und Kiefern, die hier und da auf den aufgeforsteten Stellen stehen, schweigen zu diesem Rauschen ihrer Brüder. Es schweigt auch ihr junger Nachwuchs auf den mit Haidekraut wie mit einem gelblichen Überzug bedeckten Stellen, der zu Füßen seiner ehrwürdigen Eltern eben aufgesproßt ist. Stumm bleiben auch die schwarzen Nadelwälder weithin am Horizont. Sie haben für ihre Zweige nichts zu fürchten, ihnen droht kein todesähnlicher Schlaf ...

Und die schönen Herbsttage ziehen in heiterem Reigen dahin wie sonnige Abschiedsfeste, bis auf einmal gegen Sonnenuntergang schwarze Wolken am heiteren blauen Himmel emporsteigen. Immer gewaltiger anwachsend, wie herannahende Heereshaufen, verhüllen sie mählich die unbewölkten Stellen und werfen düstere Schatten über die noch eben von der Sonne beschienene Erde.

Angst und Bangen breiten sich über Flur und Feld, über Berg und Tal und die nur noch mit spärlichem Laub geschmückten Abhänge. Hin und wieder flattern Scharen von Krähen, schweigend, wie vor Schrecken verstummt, den fernen Wäldern zu. Mit kläglichem Zirpen suchen die Vögel Schutz unter den Dächern und Scheunen, Ställen und Schobern. Mächtig braust von Osten her der Sturm heran. Er bläst in sein Schreckenshorn wie ein Herold, und einen Kampf auf Leben und Tod kündet er an. Eine schwarze Wolkenwand hat die Abendröte, die im Westen noch glühte, verschlungen, tückisches, feindliches Dunkel zieht über Himmel und Erde, und aus dem tiefen Dickicht der Wälder, aus den Büschen tönen Seufzer und Klagen, tönt das Jammern und Stöhnen der sturmgepeitschten Bäume:

Wehe uns! Wehe! Wehe!"

(Berechtigte Übersetzung aus dem Polnischen von Dr. Wilhelm Christiani, Berlin.)

Frühaufsteher und Spätaufsteher.

Ein weiser Mann hat einmal den tiefsinnigen Ausspruch getan, daß das Menschengeschlecht in zwei große Teile zerfalle: in Frühaufsteher und in Spätaufsteher. Der ewige Friede auf dieser Welt werde erst dann endgültig hergestellt sein, wenn es einem Teil gelungen sei, den anderen zu bekehren oder auszurotten. Das heißt: entweder bekehren die Frühaufsteher die Spätaufsteher zum Frühaufstehen oder umgekehrt. Solange das aber nicht der Fall ist, so lange werden sich diese beiden Teile des Menschengeschlechts in unversöhnlicher Feindschaft und zumindest in absoluter Verständnislosigkeit gegenüberstehen.

Es ist ja ganz klar: wenn der Frühaufsteher gähnt, weil es Abend werden will und er schlafen gehen möchte, dann ist der Spätaufsteher gerade in Hochform. Wenn der Spätaufsteher mißmutig die Augen reibt und die ganze Welt verwünscht, dann hat der Frühaufsteher schon einen wesentlichen Teil seines Tagewerks hinter sich gebracht. Aber wozu das weiter ausmalen. Jeder, der eins von beiden, entweder Frühaufsteher oder Spätaufsteher ist, kann ja ein Lied davon singen. Nun rührt aber möglicherweise ein Großteil aller schlechten Launen, allen Mißmuts und Arbeitsunlust auf dieser Welt daher, daß ungezählte Millionen von Spätaufstehern tagaus, tagein zum Frühaufstehen gezwungen werden, weil das der Lauf der Welt und der Gang der Geschäfte so verlangt.

Man hat leider noch viel zu wenig eine der eigenartigsten Psychosen dieser Welt erforscht: nämlich die Morgenpsychose oder sogar Morgenneurose, wie sie manche Nervenärzte nennen. Alle Spätaufsteher, selbstverständlich die geborenen Spätaufsteher, leiden daran. Leiden oft ihr ganzes Leben daran, ohne daß ihnen wirksam zu helfen wäre. Ein Mensch, der seiner Natur nach bis zehn Uhr vormittags schlafen muß, ist der unleidlichste Tyrann und Brummbär der Welt, wenn er schon um neun Uhr aufstehen muß. Nichts ist ihm recht, nichts schmeckt ihm, nichts gefällt ihm, nichts erheitert ihn, zu nichts hat er Lust. Seine bedauernswerten Angehörigen müssen ihn mit größter Vorsicht wie ein rohes Ei behandeln; denn der geringste Behandlungsfehler ruft unfehlbar einen Tobsuchtsanfall hervor. Das geht dann so ein bis zwei Stunden, bis allmählich so eine Art physiognomischer Gleichtakt hergestellt ist.

Wäre derselbe Mensch erst zur richtigen Zeit geweckt worden, zu seiner Stunde, er wäre sicherlich sofort und ungesäumt arbeitsfähig gewesen. Wenngleich die Spätauf-

steher in dieser Menschheit stets eine gewisse Übergangszeit zwischen Schlaf und Wachsein benötigen, die manchmal eine geschlagene Stunde währen kann.

Es ist nämlich ein weitverbreiteter Irrtum, daß Spätaufsteher faule und arbeitsuntüchtige Menschen sind. Das Maß der Verachtung, das ihnen der Weltbund der Frühaufsteher entgegenbringt, äußert sich in dieser Hinsicht seit Jahrhunderten in den ärgsten Verleumdungen. Ein Spätaufsteher in ausgeschlafenem Zustand ist mindestens genau so leistungsfähig wie jeder Frühaufsteher. Man kann ja den Spieß ruhig umdrehen: zu der Zeit, da der Frühaufsteher schon längst in den Federn liegt, steht der Spätaufsteher auf der Höhe seiner Leistungsfähigkeit und schafft große und wichtige Werke. Die Namen all der Berühmten hier aufzuzählen, die ausgesprochene Spätaufsteher waren, würde viel zu weit führen, es genügt hier zu erwähnen, daß fast alle großen Musiker und zahlreiche große Philosophen dazu gehören.

Die Spätaufsteher dieser Welt haben es entschieden schwer. Um so erfreulicher ist die große Solidarität unter ihnen. Jeder Spätaufsteher fühlt sich dem anderen aufs tiefste verbunden. Es ist eben ein Schicksalsgenosse. Beide kennen das Morgenrot zumeist nur aus Büchern.

Verräterischer Geruch.

Verbrecheralbum in Dosen. — Hunde erkennen innere Krankheiten. — Menschliche Spürhunde.

Von G. W. Praetorius.

Seit langem weiß man, daß es nicht zwei Menschen gibt, die den gleichen Fingerabdruck aufweisen. Auf dieser Erkenntnis beruht die Daktyloskopie, das Verfahren der Verbrecherregistrierung und -verfolgung mit Hilfe von Fingerabdrücken.

Heute ist die Wissenschaft zu der Überzeugung gelangt, daß der Haut jedes einzelnen Menschen auch ein besonderer Geruch anhaftet, der sich bei keinem anderen Individuum wiederholt. Die Möglichkeit, mit Hilfe des Geruchs Verbrecher zu entlarven, wird als durchaus nicht unwahrscheinlich bezeichnet.

Es ist ja bekannt, daß Hunde ihren Herrn oder Mitglieder seiner Familie mehr mit der Nase als mit den Augen erkennen. Polizeihunde nehmen die Spur eines Verbrechers auf, wenn man ihr Geruchsorgan mit einem Gegenstand in Berührung bringt, den der Gesuchte bei sich geführt hat. Warum soll nicht das umgekehrte Verfahren mit praktischem Erfolg durchgeführt werden können?

Von wissenschaftlicher Seite aus wird der Vorschlag gemacht, neuartige Verbrecheralben anzulegen. Von jedem der Polizei bekannten Straffälligen soll ein Stück Stoff aus einem Anzug, den er längere Zeit getragen hat — insonderheit aus der Sträflingskleidung —, in einem luftdichten Behälter aufbewahrt werden. Ereignet sich eine Straftat, deren Urheber nicht an anderen Anzeichen sofort erkannt wird, so bringt man einen besonders ausgebildeten Polizeihund an den Strafort, um den vom Verbrecher hinterlassenen Geruch aufzunehmen. Dann werden vor dem Tier der Reihe nach die Behälter mit den Stoffstücken geöffnet, wobei nach Ansicht der Väter dieses Gedankens der Hund sofort Laut gibt, sobald er den am Tatort festgestellten Geruch wieder entdeckt. Damit wäre der Täter ermittelt.

Theoretisch ist das Verfahren wohl durchführbar. In der Praxis würde man vorerst auf große Schwierigkeiten stoßen. Fingerabdrücke lassen sich ohne große Kosten von Polizeibehörde zu Polizeibehörde austauschen. „Geruchmuster" an sämtliche in Frage kommenden Fahndungsstellen zu versenden, würde viel Zeit und Geld in Anspruch nehmen, ganz abgesehen davon, daß wesentliche Schwierigkeiten zu überwinden wären, wenn Hunderte von luftdichten „Seiten" eines solchen Verbrecheralbums vor einem Spürhund geöffnet werden müßten. Aber vielleicht ließe sich auch hier eine Vereinfachung des Verfahrens ermöglichen.

Im Zusammenhang hiermit soll an die gelungenen Versuche eines deutschen Arztes erinnert werden, mit Hilfe des Spürsinns der Hunde Krankheiten am Geruch zu erkennen. Es ist seit langem bekannt, daß Leiden infolge der durch sie hervorgerufenen organischen Veränderungen einen besonderen Geruch auslösen. In manchen Fällen vermag der geübte Arzt mit Hilfe seines Riechorgans eine Diagnose zu stellen. Die weit empfindlichere Nase eines Hundes ist noch besser in der Lage, hier Unterschiede zu machen. Wenn man ein Tier mit dem Geruch einer bestimmten Krankheit vertraut macht, so wird es bestimmt möglich sein, den Hund zum Laut geben oder zu anderen Äußerungen zu veranlassen, sobald er an einem Menschen das gleiche Merkmal entdeckt. Es ist deshalb nicht undenkbar, daß auf die Erkennung von Krankheiten abgerichtete Hunde einmal zum Inventar jedes Krankenhauses gehören werden.

Weitere Beobachtungen haben zu der Entdeckung geführt, daß Hunde in der Lage sind, am Geruch den Gemütszustand ihres Herrn zu erkennen. Aufregung, Trunkenheit, Niedergeschlagenheit, Ärger wirken sich bei den Menschen durch eine Veränderung in der Gestaltung der Hautausstrahlungen aus. Ein Hund wird durch Gewohnheit ohne Zuhilfenahme seines Beobachtungssinnes feststellen können, ob sein Herr von Sorgen gequält wird, und sich dementsprechend verhalten, sich tröstend an ihn anschmiegen.

Vielleicht beruht die angebliche Fähigkeit vieler afrikanischer und indianischer Medizinmänner, Verbrecher aus der Masse „herauszuriechen", auf ähnlicher Grundlage. Zweifellos ist das Geruchsvermögen der Naturvölker weit ausgebildeter oder, besser gesagt, noch nicht so verbildet wie bei den Zivilisierten. Bekannt sind ja die außerordentlichen Leistungen der von den Polizeibehörden des fünften Erdteils benutzten Buschaustralier, die nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Spürsinn Fährten zu finden wissen. Es wird berichtet, daß manche dieser menschlichen Spürhunde ohne große Schwierigkeit in der Lage sind, durch den Geruch festzustellen, ob eine Spur von einem Weißen oder einem Eingeborenen herrührt, eine Fähigkeit, deren jeder Europäer ermangelt. Es ist nun durchaus nicht unwahrscheinlich, daß der besonders ausgeprägte Geruchssinn eines afrikanischen Medizinmannes beim „Abschreiten" der vor ihm aufgereihten Landsleute denjenigen herausriecht, der als Täter ein schlechtes Gewissen hat und sich daher in einer durch besondere Hautausstrahlungen zum Ausdruck gelangenden Erregung befindet.

Durch besondere Ausbildung ließe sich auch der Geruchssinn des zivilisierten Weißen stärker entwickeln, als es augenblicklich der Fall ist. Schon bei Blinden kann man die Beobachtung machen, daß der Geruchssinn in gewisser Hinsicht das fehlende Augenlicht ersetzt. So war die bekannte taubstumme und blinde Schriftstellerin Helen Keller gelegentlich eines Versuchs in der Lage, die Landschaft, die sie an der Seite eines Universitätsdozenten durchfuhr, mit Hilfe des Geruchssinns zu beschreiben. Und zweifellos beruht die Behauptung auf etwas Wahrheit, wenn heute im Volksmund von dem einen oder anderen erklärt wird, er habe in irgendeiner Beziehung eine „feine Nase".



Komponisten im Traum.

In dem jugoslawischen Ort Subotica wohnt eine junge Witwe, die — obwohl sie musikalisch überhaupt nicht gebildet ist und nicht einmal Noten lesen kann — im Traum kleine Lieder komponiert. Diese eigenartige Erscheinung scheint die Folge einer kleinen Gaumenoperation zu sein, der sich die junge Frau vor längerer Zeit unterziehen mußte. Seit dem Tage dieser Operation fällt ihr jede Nacht im Traum eine Melodie ein, die sie am Morgen zwar noch nachsingen kann, im Laufe des Tages aber vergißt. Von dieser Frau hörte vor kurzer Zeit ein jugoslawischer Komponist, der daraufhin die Musikträumerin aufsuchte und sie bat, ihm jeden Morgen die geträumte Melodie vorzusingen, die er dann zu Papier brachte. Auf diese Weise ist schon ein kleiner Band von Traumliedern zustandegekommen, von denen eins, ein wundersam feines und inniges Ave Maria, sogar in der Kirche von Subotica zur Aufführung gelangte.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg